



So sicher . . .

. . . wie in Österreich lebt man in kaum einem anderen Land der Welt. Dennoch fürchten die Menschen auch hier um Leib und Leben, um ihr Eigentum, um ihre Existenz. Weil: Sicherheit ist nicht greifbar. Jeder braucht sie, aber keiner hat sie.

Sicherheit ist nicht greifbar. Es gibt keinen Anfang und kein ersichtliches Ende. Sie kann nicht weitergegeben oder vererbt werden, sie ist trügerisch und ständig auf der Flucht. Mit unserem Abschlussprojekt wird das Thema Sicherheit in eine vielfältige Form gebracht – zumindest auf den nächsten acht Seiten. Je länger wir uns damit beschäftigen, desto mehr wurde klar: Dieses Thema ist so umfangreich, dass nur ein Fragment in einem Magazin darstellbar ist.

Sicherheit ist nicht garantiert. Schon gar nicht für junge Journalisten, die in beruflich schwierigen Zeiten ihren Platz in der Branche suchen. Ein Zufall, dass sich die 20 Absolventen des 18. Jahr-

gangs des Journalisten-Kollegs mit dem Thema befassen? Vielleicht. Oder auch pure Berechnung, weil Fixanstellungen für junge Kollegen absolute Mangelware sind.

Sicherheit ist subjektiv. Jedes Individuum hat sein eigenes Gefühl dafür. Eine persönliche Wahrnehmung, die jeder in seinem Umfeld erfährt. Je mehr man darüber nachdenkt, desto verkrampfter wird der Umgang damit.

Sicherheit ist nie allein. Ängste sind ständige Begleiter. Auch die

Angst, jemanden zu verlieren. So wie das Kuratorium für Journalistenausbildung im vergangenen Jahr eine Säule verloren hat, die trotz allem in Gedanken auch weiterhin eine tragende Rolle spielen wird.

Sicherheit bedeutet Verzicht. Und der Mensch bezahlt sie mit Freiheit, Individualität und uneingeschränktem Denken. Diese Barrieren wollten wir in unserem Abschlussprojekt überschreiten und journalistisch aufarbeiten. In unseren Überlegungen waren hauptsächlich die Zeichenanzahl und

das Ende der Seiten Einschränkungen. Verzichten mussten wir dennoch. Auf viele weitere gute Zugänge, die wir zu dem Thema gefunden hätten. Einige davon sind auf unserem Online-Magazin untergekommen.

Sicherheit ist ein Symbol. Manche heften sie sich als Orden an das Revers, andere hängen sie als Fahne vor die Haustür oder tragen sie als Waffe vor sich her. Was wäre ein Polizist schon ohne Uniform, was wäre ein Soldat ohne sein Gewehr?

Sicherheit ist eine Idee. Wie ei-

ne Zwiebel sollen sich die folgenden Seite für sie öffnen. Von ganz tief innen – bis weit nach außen. Von der Psyche des Menschen, über die körperliche Sicherheit, die privaten Themen, die Öffentlichkeit bis hin zum Globalen. Die Umwelt.

Sicherheit ist [SIC!]. Der Name unseres Werkes ist kein Fantasieprodukt und hat journalistischen Hintergrund. [SIC] kommt aus dem Lateinischen und heißt „so“ oder „so gesagt“.

Und so wollen wir unser Projekt auch verstanden wissen. Wir wünschen Ihnen viel Spaß beim Lesen.

[SIC!] So sicher . . .

ALEXANDRA DASCH
MARCO WITTING



„Ich bin demütig und dankbar für das, was ich habe“, sagt Josef Demitsch, der vor dem selbstgemalten Bild seiner drei Kinder steht. Bild: FARYS

„Das Leben ist immer lebensgefährlich“

Krisenpsychologe Josef Demitsch spricht mit [SIC!] über die Urinstinkte Sicherheit und Angst.

[SIC!]: Wie definieren Sie als Psychologe Sicherheit?

Josef Demitsch: Sicherheit ist prinzipiell etwas Individuelles. Es ist aber auch der Gegenpol zu Angst. Diese hat eine arterhaltende Eigenschaft, wie zum Beispiel die Angst vor giftigen Schlangen und Spinnen, großen Höhen und steilen Hängen.

[SIC!]: Sicherheit und Angst sind Urinstinkte des Menschen. Wie entwickelt sich ein Gefühl der Sicherheit?

Demitsch: Es entwickelt sich aus dem Wissen eines Kindes, dass es sich auf seine Eltern verlassen kann. Auch wenn diese aus dem Zimmer gehen, weiß es, dass sie wiederkommen.

[SIC!]: Wie hilft diese erlernte Sicherheit einem Erwachsenen durchs Leben?

Demitsch: Jeder Mensch überprüft unbewusst, ob er einer Situation gewachsen ist. Er wägt zwischen gefühlter Kompetenz und den ihm gestellten Aufgaben ab. Ist die erlernte Sicherheit aus-

reichend vorhanden, hilft sie der Person in schwierigen Situationen zurechtzukommen. Hier setzt die Selbstwirksamkeitsüberzeugung ein.

[SIC!]: Was passiert, wenn eine Person nicht von seiner Selbstwirksamkeit überzeugt ist?

Demitsch: Da stellt sich nicht die Frage: Bin ich der Aufgabe gewachsen oder nicht? Diese Person befindet sich in einer Stresssituation, die zu einer Panikattacke mit Atemnot, Herzklopfen, Schweißausbrüchen bis hin zu Todesangst führen kann. Die Panikattacke ist als psychische Störung zu kategorisieren: Menschen wissen meist nicht damit umzugehen. Sie lässt sich aber gut und schnell behandeln.

[SIC!]: Sprechen Sie damit die erlernte Hilflosigkeit des Menschen an?

Demitsch: Ja. Man hat das Gefühl, nichts tun zu können und ständig der Umwelt ausgeliefert zu sein.

[SIC!]: Obwohl wir in Österreich in einem sicheren Staat le-

INFO
Josef Demitsch ist 49 Jahre alt, verheiratet und hat drei Kinder. Er studierte Psychologie in Wien und Salzburg. 2004 übernahm er die Leitung der Kriseninterventionsstelle pro mente in Salzburg. 2009 wurde pro mente 15.412 Mal kontaktiert.

ben, nimmt die gefühlte Sicherheit vieler Menschen immer mehr ab und die Zahl der Angststörungen zu. Warum ist das so?

Demitsch: Nehmen wir zum Beispiel den Verlust des Arbeitsplatzes: Plötzlich wird der Betroffene vom Steuerzahler zum Sozialleistungsempfänger. Das ist eine Frage des Selbstwertes. Kann man damit leben, kurzzeitig fremdbestimmt zu sein, ohne sich als Ver-

sager zu fühlen? Objektive und subjektive Sicherheit klaffen hier auseinander. Denn auch Medien beeinflussen das Sicherheitsbewusstsein der Menschen und können vorhandene Ängste verstärken oder neue schüren. Eine sachlichere Berichterstattung wäre wünschenswert.

[SIC!]: Versuchen deshalb Menschen, möglichst alle Risiken auszuschließen und so viel wie möglich zu kontrollieren?

Demitsch: Ja, natürlich. Aber ein übersteigertes Sicherheitsbedürfnis ist das Resultat mangelnder Selbstüberzeugung. Bei Kontrollzwängen leben Menschen in ihrer eigenen Welt. Ihr Verhalten wird dabei durch eine subjektive Bedrohung gesteuert. Je höher das Selbstbewusstsein, desto weniger braucht es die Sicherheit von außen. Hier agiert der Mensch rational und vernünftig.

[SIC!]: Wie erklären Sie sich, dass einige Menschen bewusst das Risiko suchen, zum Beispiel beim Free-Climbing?

Demitsch: Es ist für sie ein lustvolles Erlebnis, sich solchen Risiken auszusetzen. Es bringt ihnen einen Kick und das Wissen, Schwierigkeiten und Ängste bewältigen zu können. Bungeejumping ist für mich ok, aber für Free-Climbing fehlt mir jedes Verständnis.

[SIC!]: Sind Sie risikobereit?

Demitsch: Beim Autofahren nicht; da denke ich sehr rational. Außerdem denke ich dabei an meine drei Kinder. Für zehn ersparte Minuten ist mir das Risiko eines Unfalls zu hoch. Aber: Ich bin sehr wohl risikobereit, wenn es darum geht, ohne Vorbehalte auf Menschen einzugehen, selbst wenn ich dabei Gefahr laufe, etwas einstecken zu müssen. Durch meine tägliche Arbeit in der Kriseninterventionsstelle bin ich demütig und dankbar für das, was ich habe. Ich weiß, wie schnell es einem buchstäblich den Boden unter den Füßen wegriißt. Das Leben ist immer lebensgefährlich.

ESTHER FARYS
FLORIAN RICHTER

Die Hydra - Eine an Sicherheit grenzende Wahrscheinlichkeit

Sicherheit gibt es nicht. Gefahren aber lauern überall. In der Steinzeit verhungerten viele, und bei der Nahrungssuche wurde man nicht selten gefressen. Als es dann Waffen gab, kamen die Kriege. Und mit den Fahrzeugen ansteckende Krankheiten – die Pest etwa reiste weit auf Schiffen. An Land bedrohen uns Erdbeben, Lawinen oder Vulkane. Auch in der Luft ist man nicht sicher. Es steht also um die Sicherheit schlecht. Seit jeher. Und das wird auch in Zukunft nicht immer besser.

In seinem Buch „Weltrisikogesellschaft“ bringt der Soziologe Ulrich Beck das Problem auf den Punkt: „Durch die Zukunftstechnologien“ – Genetik, Nanotechno-

logie, Robotik – öffnen wir „eine neue Büchse der Pandora“.

Die Liste der Gefahren ist also lebendig wie eine Hydra: Ständig wachsen auf ihr neue, noch bedrohlicher aussehende Köpfe. Der

„Auch wenn Nachrichten bedrohlicher klingen: Mehr als einmal sterben kann man nicht.“

Klimawandel ist nur ein Beispiel.

Verzweifeln sollte man dennoch nicht. Denn die Hydra hat zwar neue und riesige Häupter, aber dafür auch deutlich abgespeckt. Auch wenn viele Nachrichten bedrohlicher klingen: mehr als einmal sterben kann man nicht. Und bevor es so weit ist, haben wir hierzulande meist viel länger gelebt als unsere Vorfahren.

Dreht man die Köpfe der Hydra ins Profil, dann sieht man schnell, dass viele davon Janusköpfe sind: Das eine Gesicht bringt Gefahr, das andere Chance. Die moderne Gesellschaft, so Ulrich Beck, „krankt nicht an ihren Niederlagen, sondern an ihren Siegen“: Die Rentensysteme haben Defizite,

weil die Medizin so erfolgreich ist. Nicht weil die Medizin versagt.

Die Köpfe der Ungeheuer zu drehen, nicht die des Publikums verdrehen: Das ist die aufklärerische Pflicht der Medien. Solange,

„Dreht man die Köpfe der Hydra ins Profil, sieht man schnell, dass viele Janusköpfe sind.“

bis allen Hausmännern und Heimwerkerinnen im Lande klar ist, dass sie vor ihrer Säge oder ihrem Anlageberater mehr Angst haben sollten als vor einem Hai. Und das heißt mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit: Da ist noch sehr viel zu tun.

Zum Beispiel den eigenen Kopf so lange gerade zu halten, bis zumindest die Grundzüge der 1651 von Fermat und Pascal erfundenen Wahrscheinlichkeitsrechnung hinein gefunden haben: Das ist wahrscheinlich auch notwendig, um die komplexen Entscheidungsprozesse in der globalisierten Welt samt ihrer Konsequenzen zu verstehen.

PETER JUNGWIRTH

Mit Seil, Mut und Pistole

Bergputzer, Tierpfleger, Cobra-Mann – im Job riskieren sie täglich ihr Leben.

Ob am Seil in der Felswand, Auge in Auge mit einer Giftschlange oder im Nahkampf mit dem Gegner, Sicherheit steht in jeder Situation an erster Stelle. Für Helmut Sammer, Markus Hochbrucker und Erwin Maier (Name von der Redaktion geändert) ist ihr Berufsrisiko längst Routine.

An einer Felswand in der Stadt Salzburg, vierzig Meter über dem Boden, hängt Helmut Sammer. Zwei straff gezogene Seile halten ihn in seinem Gurt. Mit gestreckten Beinen schwingt er sich von einer Stelle zur anderen, um das Gestein mit einem Eisenhammer abzuklopfen. Lose Steine und Geröll lässt er in die Tiefe fallen. Helmut Sammer ist Bergputzer – einer von acht in Salzburg. Seit 13 Jahren ist der 38-Jährige bei Sonne und Regen, Sommer wie Winter, an den Wänden der Salzburger Stadtberge im Einsatz, um Straßen, Plätze und Wege vor Steinschlag zu sichern.

Den letzten großen Felssturz in Salzburg gab es 1669. Damals starben 220 Menschen. Seither kontrollieren Bergputzer die Hänge und verhindern so weitere Steinschläge. Obwohl die Arbeit in luftiger Höhe bei den Bergputzern so manche Schramme und blauen Fleck hinterlässt, fühlt sich Sammer an der Wand genauso sicher wie auf seiner Couch beim Fußballschauen. Er vertraut aber nicht nur Seil, Gurt und Helm sondern auch seinem Seilhalter Martin Schierhuber. Zwar haben die beiden über die Bergkante keinen Blickkontakt, doch die Anweisungen über Funk funktionieren bestens.

Ortswechsel: Schlangenterrarium. Die schwarze Mamba züngelt und stellt sich auf. Sie wartet auf ihr Futter – eine 15 Zentimeter große Ratte. Tierpfleger Markus Hochbrucker öffnet das Schloss des Terrariums im Reptilienzoo des Hauses der Natur in Salzburg. Er wirft die Ratte hinein. Die Schlange schnell vor, beißt zu. Innerhalb von Sekunden hat sie ihr Gift injiziert. Hochbrucker steht knapp vor dem Reptil. Mit einer Zange entfernt er den Kot, reinigt das Terrarium und putzt die Glasscheibe. Sein Blick ist ständig auf die Schlange gerichtet. Angst hat er nicht. Hochbrucker: „Ich kenne meine Kandidaten. Ich weiß, wie ich mich verhalten muss“. An der Schwanzspitze und am Verhalten erkennt er, wann eine Schlange aggressiv ist. Hochbrucker arbeitet seit 20 Jahren als Tierpfleger

im Haus der Natur. Seine Aufgaben sind vielseitig. „Ich bin Tierpfleger, Elektriker, Tischler und Installateur in einem“, sagt er. Stimmt natürlich nicht ganz, aber auskennen muss er sich in allen Bereichen. Kleinigkeiten werden selbst repariert. Zur Freude der Handwerker, die sich vor Schlangen fürchten. Die Sicherheit spielt in Hochbruckers Beruf eine große Rolle. Er muss bei den alltäglichen Arbeiten auf seine eigene Sicherheit achten und auf die Sicherheit der Besucher. Zwei Tierpfleger und ein Aufseher überprüfen mehrmals täglich, ob alle Schlangen, Krokodile und Echsen in ihren Terrarien sind. „Wo Menschen arbeiten, passieren auch Fehler, überall. Aber bei uns ist natürlich noch nie ein Tier ausgekommen“, so der Tierpfleger.

„An der Felswand fühle ich mich so sicher wie daheim auf der Couch.“

Helmut Sammer



Der mit dem Leguan tanzt. Markus Hochbrucker mit seinem gezähmten Freund „Nasi“. Bild: EIGENTHALER



Sicher im Seil. Bei seiner Arbeit in luftiger Höhe kennt Bergputzer Helmut Sammer keine Angst. Bild: FUCHS

Flachgelegt. Bei Cobra-Mann Erwin Maier muss im Nahkampf jeder Griff sitzen. Bild: TEMEL

Szenenwechsel: Ein verummter Mann wirbelt seinen Gegner durch die Luft – hart schlägt dieser mit dem Bauch auf dem Boden auf. Der Angreifer ist außer Gefecht.

Plötzlich läutet das Handy. Ein Patient ist aus der Nervenklinik in Salzburg geflohen und verschanzt sich mit einem Messer in seiner Wohnung. Ein Fall für das Einsatzkommando Cobra.

Eben noch haben Erwin Maier und seine Kollegen der Cobra Salzburg für den Ernstfall trainiert – jetzt ist er eingetreten. Im Laufschrift schnappen sie ihre Ausrüstung und fahren zum Ein-

satzort. „Die gefährlichsten Einsätze sind die, bei denen man sich mit den Kollegen nicht mehr absprechen kann“ sagt Maier. Nun macht sich das Training von Nahkampf- und Seiltechniken bezahlt. Bei Geiselnahmen, Flugzeugentführungen oder eben bei Festnahmen von gefährlichen Personen wird das Polizei-Spezialeinsatzkommando gerufen. Gefahr und Risiko begleiten Maier bei jedem seiner Einsätze.

Seit 19 Jahren trainiert der 39-Jährige unermüdlich, um die geforderten Limits im Schießen, in Taktik und im Sport zu erfüllen. Wer nicht besteht, ist weg. Der

Anspruch auf Professionalität ist hoch, ein Fehler kann tödlich sein. Ob im Training oder im Einsatz – Sicherheit ist oberstes Gebot.

Bei jedem Training kümmert sich ein Verantwortlicher um die Sicherheitsvorkehrungen. Beim Einsatz müssen diese automatisiert ablaufen. Ein gewisses Maß an Angst vor der Gefahr sei normal, sagt Maier. Mit ihrer Ausrüstung seien sie aber gut und sicher aufgestellt. Doch wirklich sicher ist er nur, wenn er auch seinen Kollegen zu hundert Prozent vertrauen kann.

SARAH EIGENTHALER, STEFANIE FUCHS, KARIN TEMEL

Peter versus Peter im SMS-Wordrap



Die beiden Sicherheitssprecher Peter Pilz (Grüne) und Peter Westenthaler (BZÖ) beantworten fünf Fragen zum Thema Sicherheit. Aber halt! Ellenlanges Phrasendreschen ist verboten, die Abgeordneten müssen ihre Meinung in SMS-Länge packen.

1) Laut „Global Peace Index 2010“ ist Österreich das viert sicherste Land der Welt. Dennoch wünschen sich drei Viertel der Österreicher mehr Sicherheitspolitik. Was machen die Politiker falsch?

Pilz: Sicherheitsgefühle schüren statt Sicherheit schaffen und: Si-

cherheit viel zu eng sehen.

Westenthaler: Die Opfer interessiert nicht, wie es in anderen Ländern ist. Jeder zweite Österreicher war in seinem Leben direkt oder indirekt von einer Straftat betroffen.

2) Welche Gründe hat das wachsende Unsicherheitsgefühl?

Pilz: Die Politik der Gefühle, vor allem der Ängste. Und das Versagen des BMI in der Verbrechensbekämpfung.

Westenthaler: 591.597 angezeigte Strafdelikte im Jahr 2009 und eine Aufklärungsquote unter 40 Prozent sprechen für sich. Fast jeder

war schon betroffen oder kennt ein Opfer!

3) Welche Bürgerrechte würden Sie auf keinen Fall im Namen der Sicherheit opfern?

Pilz: Alle. Westenthaler: Im Zweifel und bei akuter Bedrohung des Gemeinwohls geht Sicherheit vor. Aber sie darf niemals vorgeschobenes Argument für Missachtung von Bürgerrechten sein.

4) Wann haben Sie sich zuletzt unsicher gefühlt?

Pilz: Auf dem Radweg am Ring. Westenthaler: Als ich die beängstigenden Kriminalitätszahlen so-

wie den Verfassungsschutzbericht 2010 gelesen habe und der Hilflosgigkeit der Regierung gegenüberstellte.

5) Würden Sie sich mit einer Bundesheerpatrouille vor Ihrer Haustüre sicherer fühlen?

Pilz: Nein. Aber ich würde mich sicherer fühlen, würden die 22 Millionen für den Assistenzeinsatz für Kriminalpolizei verwendet.

Westenthaler: Das ist nicht die Aufgabe des Bundesheeres. Vielmehr ist die Zahl der Polizisten massiv zu erhöhen und sind die Grenzkontrollen zum Osten wieder einzuführen. EDUARD MÜLLER

Haute Secure

London. Paris. Salzburg. Die Haute Couture der Sicherheit setzt diese Saison ganz gezielt auf den Flirtfaktor. Wer genau hinsieht, kann in Sachen Schutzbekleidung auch modisch noch dazulernen.

SABINE KUESS, STEFANIE E. SCHWALB



Ritterrüstung

Es zwickt und zwackt – durch die eingeschränkte Bewegung kann die Rüstung nicht überzeugen. Der Knutschfaktor kommt in der eisernen Maske viel zu kurz. Achtung: Rostgefahr bei Regenschauer.



Feuerwehr-Outfit

Wenn es so richtig heiß hergeht, bleibt man in der feuerfesten Kleidung cool. Sie schützt vor glühenden Kohlen und Verbrennungen jeder Art. Lodern die Flammen der Leidenschaft besonders hoch, kommt das passende Accessoir zum Einsatz: der Wasserschlauch.



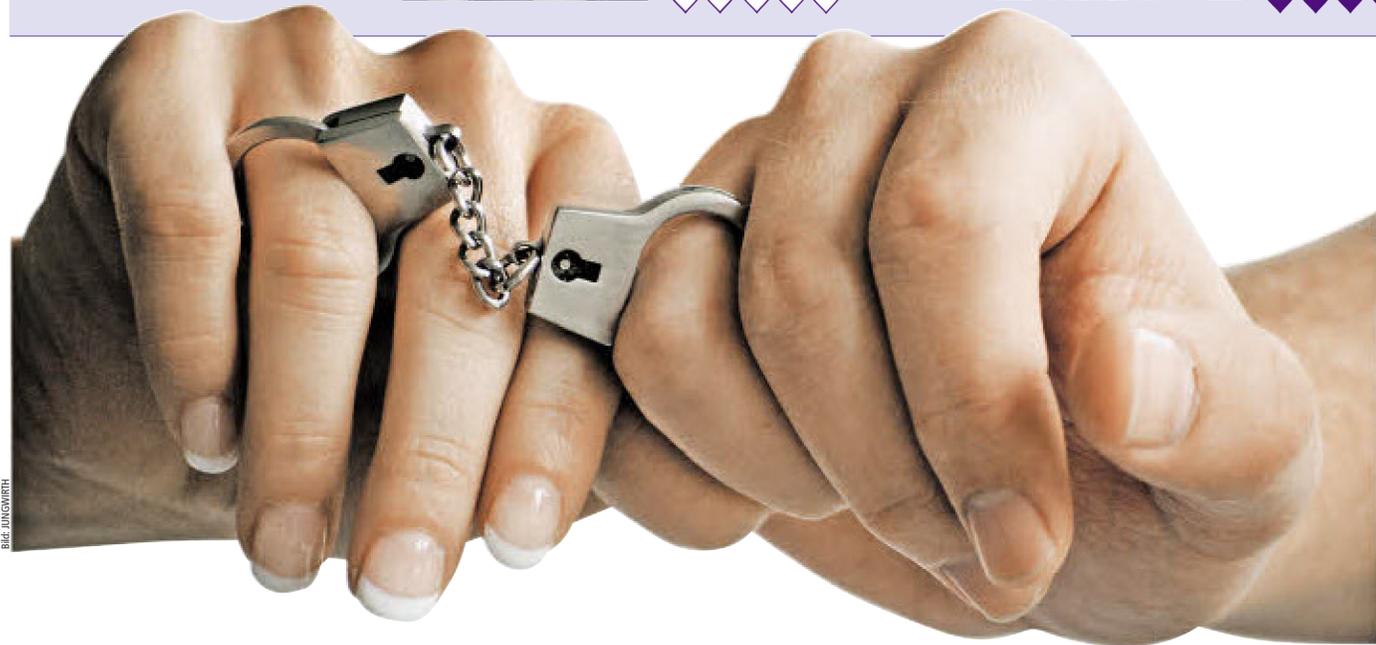
Imker-Montur

Flotte Bienen gehören zu seinem Beruf. Er gibt sich unnahbar und somit interessant. Nur besonders Hartnäckige überwinden das Mosquitonet und kommen zum Stich. Der Imker zeigt wenig Haut – Blümchen-Sexappeal bleibt somit leider auf der Strecke.



Kugelsichere Weste

Mieder ist out, die kugelsichere Weste ist in – sie macht aus jedem Waschbärbauch einen perfekten Sixpack. Nachteil bei Minusgraden: ohne Ärmel bekommt selbst der durchtrainierteste Bizeps Gänsehaut.



Vertrag Euch! Eheverträge sorgen für Sicherheit

Jeder Zweite lässt sich scheiden. Eheverträge sollen Streit vermeiden.

Sicher ist sicher – das denken sich Ehepaare immer häufiger. So auch Diana und Georg Weber* . Die 27-jährige Tschechin und der 24-jährige Tiroler haben sich im April die ewige Treue geschworen. Vor der Hochzeit haben sie sich von einem Anwalt über Eheverträge beraten lassen.

35.000 Paare haben 2008 in Österreich geheiratet. Oft folgt Ernüchterung: im selben Jahr wurden über 19.000 Ehen geschieden. „Es war als Absicherung gedacht und nicht negativ gemeint. Wir wollten beide einen Ehevertrag, weil es in der heutigen Zeit so viele Scheidungen gibt“, erzählt Diana Weber. Von ihren Bekannten habe keiner einen Ehevertrag, deshalb wussten sie wenig über das Thema.

„Das Beratungsgespräch dauerte eine Stunde, aber wir haben den Vertrag nicht abgeschlossen“, sagt Weber. Nicht weil sie kalte Füße bekommen haben, sondern weil der befreundete Rechtsanwalt abgeraten hat. „Wir haben fast nichts. Ein Ehevertrag rentiert sich erst, wenn man schon ein Haus und beispielsweise eigene Möbel hat“, erklärt sie. Ein Anwalt bekomme 3,5 bis fünf Prozent des Vermögens für seine Beratung. „Das Honorar wäre 500 Euro

bei einem Vermögen von 10.000 Euro. Und das bekommt er dafür, dass er fast nichts tut“, sagt Weber. Anwalt Roman Moser rät auf alle Fälle zum Ehevertrag: „Egal wie klein das Vermögen ist. Denn er regelt weniger die Gegenwart, als die Zukunft.“ Der Salzburger ist auf Familienrecht spezialisiert und räumt mit einer Legende auf:

„Eheverträge sind der beste Schutz vor Schmutzwäsche. Jeder sollte einen haben.“ Roman Moser

Viele Paare befürchteten, das bereits Ersparte nach der Trauung mit dem Partner teilen zu müssen. Tatsächlich bleibe jeder Ehepartner Alleineigentümer seines Vermögens. „Daher sind es oft nicht die Ehepartner, die sich vertraglich absichern wollen, sondern deren Eltern. Sie wollen etwa die hart erarbeitete und an das Kind

weitergegebene Eigentumswohnung auf keinem Fall aus der Familienhand geben.“

Angst um das Familienunternehmen gab es bei Simone Schuster* (34) keine. Die Tanzschulbesitzerin gab ihrem Frank* (37) nach nur drei Monaten Beziehung das Jawort. Ohne Ehevertrag. „Natürlich kann man nicht wissen, was in der Zukunft passiert. Ich glaube aber daran, dass wir im Falle einer Scheidung trotzdem vernünftig miteinander reden können“, sagt die Wienerin. Bedenken hatte ihr Geschäftspartner: Er brachte die Frage ins Spiel, ob man nicht sicherheitsshalber einen Notar oder Anwalt aufsuchen sollte, um sich beraten zu lassen. Schuster sah dafür keinen Grund.

Probleme entstehen, wenn nicht mehr feststellbar ist, welche Güter – vom Bett bis zur ganzen Wohnung – und Ersparnisse erst während der Ehe angehäuft wurden. Moser kennt diese Schwierigkeiten. Seit 25 Jahren arbeitet er als Anwalt und er zeigt seinen beruflichen Erfolg: Klienten empfangt er in einem schwarzen Glaskubus mit Blick auf die Festung Hohensalzburg. Platz nimmt er hinter einem Mahagoni-Schreibtisch, auf dem neben Aktenbergen das Buch „Golf in Österreich“

liegt. Seriös und souverän möchte Moser wirken, aber nicht alltäglich: Vom dunkelgrauen Anzug haben sich das Lion's-Club-Logo am Revers und die quietschgrüne Krawatte ab.

„Vor zwanzig Jahren habe ich vielleicht einen Ehevertrag pro Jahr gemacht, heute sind es ein bis zwei pro Monat“, betont Moser. Ein Trend, den er mit einer aufkläreren Gesellschaft und den Informationsmöglichkeiten des Internets begründet. Wer das Begriffspar „Ehevertrag und Sicherheit“ im Internet sucht, erhält 214.000 Einträge. Zum Vergleich: Auf Bundeskanzler Faymann entfallen nur 2000 Webeinträge mehr. Im halböffentlichen Raum von Internetforen und im Schutze der scheinbaren Anonymität beraten sich User über Musterverträge und geeignete Anwälte.

Eheverträge sind ein modernes Sicherheitsinstrument, das alte Strukturen widerspiegelt: In der Regel werden sie zwischen Personen mit sehr ungleichem Vermögen abgeschlossen. Und sie sind bis heute in Städten wesentlich beliebter als im ländlichen Raum.

INFO

Von der Hoch-Zeit zur Scheidung

35.223 geschlossenen Ehen im Jahr 2008 standen 19.701 Scheidungen gegenüber. Darunter waren 16 Paare, die nach der Goldenen Hochzeit (50 Jahre Ehe) den Gang zum Scheidungsrichter antraten. Fünf Paare ließen sich bereits innerhalb eines Monats nach der Hochzeit scheiden, so die Statistik Austria. Der älteste Mann vor dem Scheidungsrichter war 91; er verließ nach fünf Ehejahren seine 45-jährige Frau. Wien liegt mit einer Gesamtscheidungsrate von fast 60 Prozent mit Abstand an der Spitze, während Ehen in Tirol am stabilsten sind (Scheidungsrate 38 Prozent).

Geändert hat sich das Alter der Vertragspartner: Waren es früher Personen mit gescheiterten Ehen, kommen nun auch Junge vor deren erster Hochzeit.

Wie umfangreich der Vertrag wird, liegt in den Händen der Ehepartner. Prinzipiell werden aber alle Eventualitäten darin abgeklärt und festgehalten, etwa Unterhaltszahlungen.

Zwei Dinge kann ein Ehevertrag aber nicht regeln: den beidseitigen Verzicht auf Unterhalt und die Vormundschaft. Die gemeinsame Obsorge für Kinder kann im Ehevertrag zwar vereinbart werden, hat aber in keinem Fall eine verbindliche Wirkung.

Die Länge eines Vertrages variiert. „Ich habe von drei bis zehn Seiten schon alles aufgesetzt“, erklärt Moser, der sich auch mit einem Ehevertrag abgesichert hat. „Nicht nur jeder Anwalt sollte einen Vertrag haben, sondern jedes Ehepaar. Das ist der beste Schutz vor Schmutzwäsche.“

*(Namen auf Wunsch geändert)
ALEXANDER DWORZAK
SABINE KUESS
STEFANIE E. SCHWALB

Daten sind die Währung der Zukunft

Google speichert Suchabfragen für fast ein Jahr und alle E-Mails werden monatelang ausgewertet.

Beinahe sechs Millionen Österreicher nutzen im Internet Suchmaschinen, erledigen online ihre Bankgeschäfte oder kaufen über das World Wide Web ein. Die Möglichkeiten sind unbegrenzt. Datenschutz ist ein wichtiges Thema. Was gebe ich über mich preis, was will ich von anderen im Internet erfahren? Laut Philipp Schaumann, Experte für Internetsicherheit, ist Privatsphäre gegeben, wenn man selbst bestimmen kann, wer was von einem weiß: „Das heißt nicht unbedingt, dass ich etwas zu verbergen habe, sondern dass ich eine Kontrolle darüber haben möchte, wem gegenüber ich was preisgebe. Menschen brauchen private Bereiche, um sich öffnen zu können.“

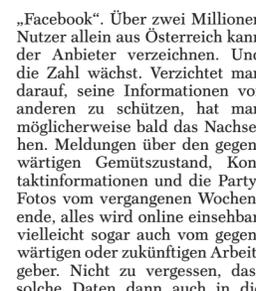
Es stellt sich die Frage, ob man wirklich noch selbst bestimmen kann, was an die Öffentlichkeit dringt. Kundenkarten von diversen Lebensmittel- oder Drogerieketten füllen unsere Brieftaschen, es ist nachvollziehbar, wer was wann und wo gekauft hat. Ursula Maier-Rabler, Leiterin vom ICT&S Center der Universität Salzburg, erklärt diese Doppelmoral mit Bequemlichkeit: „Wir sind auf der einen Seite entrüstet, auf der anderen Seite wollen wir aber doch die Vorteile, die uns das bietet. Und beides geht nicht. Also natürlich bezahlen wir für solche Bequemlichkeiten mit Informationen über uns. Das ist einfach eine neue Währung.“

Allein der Internetanbieter Google ist ein wahrer Datensammler. Neun Monate lang bewahrt die Suchmaschine die Informationen auf, Google Maps auf dem Handy verrät den aktuellen Standort, und selbst gelöschte Mails von einem Gmail-Konto werden noch bis zu 60 Tage lang ausgewertet. Doch damit nicht genug. Ob Daten zum Dienst „Google Analytics“ weitergeleitet werden, entscheidet der Betreiber der jeweiligen Website, die besucht wurde.

Wenn man über Datenschutz redet, kommt man um die Social Communities nicht herum. Der Renner unter den 14- bis 49-Jährigen in Österreich ist die Plattform



Kinder und Jugendliche, die bei Social Communities registriert sind, müssen vor Datenmissbrauch geschützt werden. Der User ist sehr wichtig. Hier sind auch die Eltern der jungen Nutzer gefordert. Bild: NIEDERMÜLLER, UNI SALZBURG



„Wir bezahlen für Bequemlichkeiten mit Informationen über uns.“
Ursula Maier-Rabler



nicht mit den herkömmlichen Datenschutzgesetzen regeln lässt. Ich vergleiche das immer mit der Wirklichkeit. Wir haben ja auch gelernt, dass man nicht um drei Uhr in der Früh in einen Hinterhof in Bahnhofsnähe geht und dort Freundschaften schließt. Dieses G'spür muss man für den digitalen Raum erst lernen.“

Der Otto-Normal-User hinterlässt im Internet auch ungewollt Spuren, die zur Erstellung von Nutzungsstatistiken verwendet werden. Damit Werbung im Internet gezielt platziert werden kann, wollen die Betreiber natürlich so viel wie möglich über die Besucher der jeweiligen Webseite wissen.

Dies fängt beim Webseiten-Betreiber an, der die IP-Adresse des jeweiligen Computers einsehen kann. Suchmaschinen wie zum Beispiel Google wissen viel mehr über den Nutzer als nur das, was der gesuchte Begriff verrät. Sogenannte Geolocation-Dienste können nachvollziehen, wo sich der Benutzer auf der Welt befindet.

INFO

1993: World Wide Web
1995: Erste Social Community (classmates.com)
2004: Boom von Social Communities
Die bekanntesten: Facebook, MySpace, StudiVZ, XING
Facebook-User weltweit: 470 Mio., davon rund 2 Mio. in Österreich

[SIC!] Online:
- Der datensichere Facebook-Leitfaden
- Wie Hacker arbeiten – Datenklau im Internet
- Weitere Links zum Thema

Auch Cookies – kleine Dateien, die automatisch auf dem Rechner des Websurfers gespeichert werden – hinterlassen Spuren. Weitere Abdrücke befinden sich beim Internet Provider und auf dem Rechner des Users selbst.

Laut dem Salzburger Rechtsanwalt Peter Harlander ist der vernünftigste Weg, seine Daten zu schützen, diese erst gar nicht online zu stellen. Und wenn es doch passiert ist, hat man nicht allzu viele Möglichkeiten: „Datenschutz ist Wilder Westen. Jemanden zu klagen, der im Ausland ist, hat wenig Erfolgchancen. Befindet sich der Webseitenbetreiber im Inland, und man kann und will es sich leisten, kann man schon einen Prozess führen.“

Wenn Datenmissbrauch durch öffentliche Stellen passiert, gibt es den Weg zur Datenschutzkommission und von dort bis zum Verwaltungs- oder Verfassungsgerichtshof in Bahnhofsnähe geht und dort Freundschaften schließt. Dieses G'spür muss man für den digitalen Raum erst lernen.“

Der Otto-Normal-User hinterlässt im Internet auch ungewollt Spuren, die zur Erstellung von Nutzungsstatistiken verwendet werden. Damit Werbung im Internet gezielt platziert werden kann, wollen die Betreiber natürlich so viel wie möglich über die Besucher der jeweiligen Webseite wissen.

Dies fängt beim Webseiten-Betreiber an, der die IP-Adresse des jeweiligen Computers einsehen kann. Suchmaschinen wie zum Beispiel Google wissen viel mehr über den Nutzer als nur das, was der gesuchte Begriff verrät. Sogenannte Geolocation-Dienste können nachvollziehen, wo sich der Benutzer auf der Welt befindet.

MATTHIAS LASSNIG
VERENA NIEDERMÜLLER

Das Geschäft mit der Angst

Marktforscher: Verunsicherte Hausbesitzer verwandeln ihr Eigenheim in ein „Fort Knox“.

Wenn Medien wieder einmal von Serieneinbrüchen berichten, dann läutet bei Josef Pichler im Salzburger Stadtteil Maxglan oft das Telefon. Pichler betreibt seit Jahrzehnten ein Unternehmen für Sicherheitstechnik. Hinter dem Ladentisch wartet Pichler geduldig auf Kundschaft. Sein kleines Unternehmen ist in Salzburg ein „big Player“ und hat von öffentlichen Gebäuden bis Banken schon alle Arten von Gebäuden gesichert. „Die Bevölkerung wird von den Medien oft nervös gemacht“, sagt Pichler. Es gebe dann zwar viele Anfragen, aber nicht sonderlich viele Käufer. Eine vernünftige Alarmanlage mit 20 Meldern für ein Einfamilienhaus koste um die 2500 bis 3000 Euro und werde in acht bis 14 Arbeitsstunden installiert. Viele würden dann lieber zu Billig-Alarmanlagen aus dem Baumarkt greifen, die aber nicht vergleichbar seien mit zertifizierten Anlagen. „Da steht halt Alarmanlage drauf“ so Pichler. Rund 100 Alarmanlagen-Attrappen pro Jahr werden bei ihm gekauft. „Die meisten Einbrüche sind Gelegenheitseinbrüche und könnten mit einer Alarmanlage verhindert werden“, sagt der Sicherheitstechniker.

Laut dem Global Peace Index 2010 ist Österreich das vierthöchste und -sicherste Land der Welt. Nur in Neuseeland, Island und Japan darf man sich mehr in Sicherheit wägen. Dennoch werden Alarmanlagen in Österreich derzeit stark nachgefragt: „Sensibilisiert von medialen Sperrfeuer der Boulevardpresse, steht das Thema „Haussicherheit“ 2009 in heimischen Haushalten hoch im Kurs“, analysiert das Marktforschungsunternehmen Kreuzer Fischer & Partner in einem Branchenreport. Die steigende Anzahl von Wohnungseinbrüchen im Jahr 2009 verfehle ihre Wirkung auf die Nachfrage von Alarmanlagen und Sicherheitstüren nicht, sagen die Marktforscher. Der Umsatz sei im Jahr 2009 gegenüber dem

Vorjahr um rund 22 Prozent gewachsen. Die Nachfrage nach Alarmanlagen sei um 20,3 Prozent auf knapp 14.000 Anlagen gestiegen. Der Absatz von Sicherheitstüren legte um 35 Prozent auf rund 23.000 Türen zu. In Wien habe das Absatzplus bei Sicherheitstüren sogar mehr als 50 Prozent betragen, so die Marktforscher. Als Grund für diesen starken Anstieg wird die 20-prozentige Förderung von Sicherheitstüren durch die Stadt Wien angegeben. Die Marktforscher sprechen bereits vom „Eigenheim als Fort Knox“.

Von 2008 auf 2009 stieg die Zahl der Einbruchdiebstähle in Wohnungen österreichweit von 11.553 auf 12.259. „Die Welle an Einbruchdiebstählen in Wohnungen und Privathäuser hat das Sicherheitsgefühl der Bevölkerung stark

beeinträchtigt“, meldet die Austria Presse Agentur (APA) anlässlich der Präsentation der Kriminalitätsstatistik 2009. „Es gibt kaum jemanden mehr, der keine Betroffenen im Verwandtschaftskreis hat. „Der

Österreicher ist hier am wehrlosesten und irritiertesten“, zitiert die APA den Direktor des Bundeskriminalitätsamt, Franz Lang. Der Höhepunkt der Einbruchswelle sei von Spätherbst 2008 bis Juli 2009 beobachtbar gewesen.

Ortswechsel: Ein großes Sheriff-Logo mit dem Kürzel „SL“ prangt über dem Eingang von Securityland. Seit dem Jahr 2005 gibt es bei der Wiener Shopping City Süd (SCS) den ersten Sicherheitsmarkt Österreichs mit mehr als 3000 Produkten. Auch ein zweiter Standort in der Wiener Stadlau wurde eröffnet. Laut Aussendung werden die Produkte erlebnisorientiert präsentiert, unter anderem mit Demonstrationen. Das Unternehmen bietet interessierten Kunden auch eine gebührenfreie Beratungshotline: Ein Mitarbeiter erkundigt sich nach den genauen Gegebenheiten der Wohnung und empfiehlt eine verstärkte Flügeltür um rund 1000 Euro und eine Alarmanlage um 1200 Euro.

„Die Bevölkerung wird von den Medien oft nervös gemacht.“

Josef Pichler



Billig und laut: Die Österreicher greifen gern zu Sparvarianten unter den Alarmanlagen, obwohl sie sich immer unsicherer fühlen. Die billigste Lösung – Attrappen – erfreut sich hierzulande großer Beliebtheit. Bilder: SCHLEMMER

„Kommen Sie bei uns vorbei und schauen Sie sich an, was Ihnen sympathisch ist“, sagt der eloquente Mitarbeiter am Telefon.

Auch die Sicherheitsbranche boomt in Österreich. Das Branchenschwergewicht ÖWD profitiert mit seinen 2400 Angestellten stark davon. Im Geschäft mit der Sicherheit ist das Unternehmen breit aufgestellt. Neben Wachdienst und Objektschutz bietet das Unternehmen auch Sicherheitsequipment für Privatkunden und Gewerbe sowie Hochsicherheitssysteme für Banken und Museen. Im „gehobenen Privatbereich“ ist eine deutlich gestiegene Nachfra-

ge nach Alarmanlagen zu verzeichnen, sagt ÖWD-Sprecher Dieter Herbst. Österreichweit seien aber nur zwei bis fünf Prozent der Haushalte tatsächlich mit Alarmanlagen ausgerüstet. Der gewerbliche Sektor sei stabil, aber bei Banken ein gewachsener Sparwille zu bemerken. Für die Zukunft rechnet Herbst nicht mit starkem, aber mit stabilem und stetigem Wachstum von rund fünf bis zehn Prozent.

Der Kulturwissenschaftler Tom Holert diagnostiziert im Buch „Glossar der Gegenwart“, dass „Sicherheit“ zu einer Ware gemacht wurde, die „man bewerben

Sesam öffne dich – Version 2.0

Unterhalten sich zwei Einbrecher beim Mittagessen im Gefängnis: „Dietrich, warum bist du denn hier?“ – „Kurz rein gesteckt in das Schloss, ein wenig herausgezogen, ganz viel Gefühl, dann scharf nach links gedreht, noch einmal fest nach rechts und offen war es.“

„Das hört sich ja fast so an, wie bei mir und dem PowerMaxPro-System von Visonic an, das ich geknackt habe. Von dem hast du sicher in der Werbung schon mal was gehört. Das PowerMaxPro ist ein topmodernes Sicherheitssystem, das mittlerweile wirklich alle Stücke spielt, um uns die Arbeit total zu erschweren. Sogar die Eingangstüre wird bei dem System mit einer Kamera elektronisch mit überwacht.“

„Hast sicher mindestens zwei Brecheisen dafür verschwendet?“ – „Ach was, ich habe die auf funkbasierende, übergreifende Objektmanagement- und Sicherheitslösung verwendet und mit dem PowerLink-Webmodul über einen Fernzugriff mit einer gesicherten Internetverbindung geknackt. Auch die im PowerMaxPro-System integrierte Videokamera habe ich vorab schon online ausgeschaltet. Um auf absolute Nummer sicher zu gehen, habe ich mit dem kompakten und bidirektionalen sechstastigen MCT-237 Handsender mit LCD-Statusanzeige die bidirektionale Funksirene für den Innenbereich zur optischen und akustischen Signalisierung des Alarms elegant ausgehebelt.“

„Wie bist du überhaupt genau auf diese Villa gekommen?“ – „Es war eine Zinke am Briefkasten.“

MATTHIAS LASSNIG

und erwerben kann, ohne dass sie absolut gewährleistet werden kann“. Als Beispiele für „Sicherheit als Ware“ führt der Wissenschaftler unter anderem Airbags, Anti-Virenprogramme, Diebstahlsicherungen, Objektschutz, Bunkerarchitektur, Reiseversicherungen und Garantiezertifikate an.

Seit wann gibt es nun einen Boom bei Alarmanlagen? Für den Sicherheitstechniker Josef Pichler kommt es immer wieder „sporadisch“ vor, dass Alarmanlagen stark nachgefragt werden. Aber das sei schon seit 25 Jahren so. Also kein Grund zur Beunruhigung.

CHRISTOPH SCHLEMMER



Frauen und Kinder zuletzt

Immer noch werden Medikamente überwiegend an Männern mittleren Alters getestet. Bei Frauen, Kindern und älteren Menschen kann das zu Nebenwirkungen führen.

Fragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker – doch diese können mitunter auch nicht weiterhelfen. Wie Medikamente wirken, wird an freiwilligen Probanden getestet. Eine von ihnen ist Miriam Czerny. Da sich die 32-jährige Studentin vertraglich dazu verpflichtet hat, nicht mit Journalisten über die Medikamententests zu sprechen, wurde ihr Name von der Redaktion geändert. Vier Wochen lang bekam sie am Wiener

AKH regelmäßig Cortison verabreicht. Angst vor Langzeitschäden hatte Czerny keine, sie befürchtete eher akute Nebenwirkungen. Diese traten auch ein, sie hatte Bauchschmerzen. Dennoch sagt sie: „Ich schließe es nicht aus, wieder an Tests teilzunehmen. Aber heute habe ich das Geld zum Glück nicht mehr so nötig.“ Ein Risiko besteht immer, urteilt Alexandra Kautzky-Willer, Ärztin für Innere Medizin am AKH Wien. Aber: „Studien sind immer recht gut bezahlt. Aus Nettigkeit macht das niemand.“ Czerny bekam 750 Euro dafür, dass sie sich zur Verfügung stellte.

Bis vor zwanzig Jahren wäre Czerny als weibliche Testperson sehr exotisch gewesen. Erst seit 1990 werden Medikamente nicht mehr ausschließlich an Männern getestet. Ein Grund war die Furcht vor nicht bekannten Schwangerschaften bei Probandinnen seit dem Contergan-Skandal (s. Infobox). Die Studien an Männern waren billiger und einfacher, da kein Hormonzyklus be-

rücksichtigt werden musste. Auch die ersten Medikamente zur HIV-Therapie wurden fast nur an Männern getestet. Unberücksichtigt blieb, dass bei Frauen die meisten Wirkstoffe in geringerem Maß über die Nieren ausgeschieden werden. Als Konsequenz waren die Medikamente für infizierte Frauen anfangs falsch dosiert; es kam zu schweren Nebenwirkungen und sogar zu Todesfällen aufgrund Nierenversagens.

Und heute? Obwohl die Verteilung ausgewogener ist, kritisiert Kautzky-Willer: „Oft wird in Studien das Geschlechtsspezifische ignoriert und im Nachhinein auf Geschlecht und Alter korrigiert.“ Bei Kindern und älteren Menschen ortet sie immer noch große Defizite in der pharmakologischen Forschung. Dadurch komme es bei ihnen zu deutlich mehr Nebenwirkungen, die teilweise sehr stark ausfielen.

„Es gibt zunehmende Anzeichen für Sicherheitsprobleme bei neuen Medikamenten bei Frauen“, bestätigt Teresa Ruiz Cante-

INFO
Contergan-Skandal
Ende der 1950er Jahre wurde Contergan schwangeren Frauen gegen Morgenübelkeit verschrieben. In Folge kamen weltweit über 5000 Neugeborene mit Fehlbildungen oder fehlenden Gliedmaßen und Organen zur Welt. In Österreich wurde Contergan unter dem Namen Softenon verkauft und die Zahl der geschädigten Kinder war im zweistelligen Bereich.

ro, Medizinprofessorin an der Universität im spanischen Alicante. Die internationale Medikamenten-Zulassungsbehörde ICH gibt seit 1990 vor, Probanden sollen den tatsächlich erkrankten Bevölkerungsgruppen entsprechen. Cantero kritisiert, dass die ICH-Richtlinien von Mitarbeitern der Pharmakonzerne mitentwickelt werden, und fordert neue Richtlinien aus Geschlechterperspektive.

Eine weitere vernachlässigte Subgruppe sind werdende Mütter: Obwohl 64 Prozent aller Frauen während der Schwangerschaft Medikamente einnehmen, werden sie in pharmakologischen Studien kaum berücksichtigt. Als Konsequenz gibt es für sie keine maßgeschneiderten Medikamente, unverhältnismäßig viele von ihnen erkrankten beispielsweise an der Schweinegrippe. Der Verlauf der

Erkrankung war schwerer als beim Rest der Bevölkerung. Vier Mal so viele mussten im Krankenhaus behandelt werden. „Während früher Kinder stiefmütterlich behandelt wurden, sind es heute Schwangere“, schreiben US-Wissenschaftlerinnen im New England Journal of Medicine. Manche Ärzte zögern, schwangeren Frauen Medikamente zu verschreiben. Im Gegenzug schrecken auch die Patientinnen davor zurück, selbst notwendige Medikamente einzunehmen. Es ist ein Teufelskreis: Werdende Mütter nehmen bei klinischen Studien kaum teil. Dadurch gibt es zu wenige Therapien, die speziell auf sie zugeschnitten sind. Kautzky-Willers pessimistisches Fazit lautet: „Von personalisierter Medizin sind wir noch weit entfernt.“

BETTINA FIGL

Alarmstufe Sex – der Schutz feiert Geburtstag

Die Pille und das Kondom feiern heuer Jubiläen. Der Sicherheitsgedanke hat sich im Laufe der Zeit gewandelt



In der Geschichte der Verhütung gibt es nichts, was es nicht gibt. Der neueste Schrei sind Kondome für Veganer, die sich an tierversuchserprobten Gummis stoßen. Das überrascht selbst Verhütungsexperten wie Fritz Aull von der Aidshilfe Tirol. „Veganer habe ich bisher nur mit Essen verbunden“, sagt er lachend. Doch bei Verhütung wird aus Spaß rasch Ernst – im doppelten Sinne.

Nach bewegter Vergangenheit feiern heuer die beliebtesten Verhütungsmittel runden Geburtstag. Die Nummer eins beim Marktanteil, die Pille, wird 50, das gängige Latexkondom (auf Platz zwei im Österreich-Ranking) wird 80. Seit ihrer Einführung haben beide Methoden eine große gesellschaftspolitische Rolle gespielt – die römisch-katholische Kirche lehnt den Gebrauch in der Ehe ab, an-

ders als die Protestanten. Lange Zeit war Sexualität eng mit Fortpflanzung verknüpft. Frauen stand keine sichere Methode zur Verfügung, mit der sie autonom entscheiden konnten, ob und wann sie schwanger werden wollten. 1960, also vor 50 Jahren, wurde der Wunsch der Frauen nach selbstbestimmter Verhütung durch die Antibabypille erfüllt.

Der Schutz vor einer Schwangerschaft steht oft nicht mehr im Vordergrund. Die Pille hat auch einen „Beauty“-Nutzen. Durch ihre Einnahme verschönert sich Haut und Haar und lässt sich das Gewicht kontrollieren. Auch kann die monatliche Periode reguliert werden. Vorteile, die für viele junge Mädchen ein Entscheidungskriterium bei der Verhütungswahl sind. Einen großen Nachteil hat die Pille: Zwar ist sie sicherer als

das Kondom, schützt aber nicht vor Geschlechtskrankheiten.

Das Kondom hingegen feiert eine Renaissance auf Grund der Bedrohung durch Aids. Aull: „Tendenziell habe ich den Eindruck, dass für Heranwachsende das Kondom viel natürlicher ist als für Männer mittleren Alters. Das Kondom hat wieder mehr Selbstverständlichkeit.“

In Österreich gibt es rund 10.000 HIV-Infizierte.

Zudem habe das Kondom einen weiteren Vorteil: Wollten 1960 noch die Frauen eine selbstbestimmte Variante für die Verhütung, sind es nun die Männer, die im Kondom einen doppelten Schutz sehen: „Sie können sich vor Krankheiten schützen, und dem ungewollten Vaterwerden entgegenwirken“, sagt Aull.

SABINE KUESS, MARCO WITTING



Perfekt getarnt: Eine grüne Stabheuschrecke versucht sich als wandelnder Ast. Viele Tiere täuschen vor, etwas zu sein, was sie nicht sind.

Bild: FLICKR/HAYNES

Verstecken, verführen, verkosten

So vielfältig wie der Artenreichtum sind auch die Strategien, mit denen Tiere ihr tägliches Überleben sichern.



Winkerkrabbe: Nachbarschaftshilfe einmal anders. Bild: FLICKR/WOCKERJABBY



Erdmännchen wechseln sich als Wachhunde ab. Bild: FLICKR/TOMBAKO



Kolkraben sind besonders schlaue Junggesellen. Bild: FLICKR/SUTTON

Ob mikroskopisch kleines Bärtierchen oder tonnen-schwerer Blauwal – im Grunde geht es im Tierreich nur um eines: Überleben – und das am besten mit so vielen Nachkommen wie möglich. Dabei gibt es viele Hindernisse, die oft mit überraschenden Strategien bewältigt werden.

Sex sells. Nicht nur Menschen verkaufen ihren Körper. Auch Winkerkrabben-Weibchen machen es – für Sicherheit. Schimpansinnen tun es für Fleisch. Damit sich Männchen so oft wie möglich paaren können, müssen sie einiges investieren: Die Krabbenmännchen verteidigen die Reviere ihrer Nachbarinnen gegen Eindringlinge, die Affen gehen auf die Jagd und teilen das rare Fleisch mit den potentiellen Partnerinnen.

Kühlen Kopf bewahren. Wüsten stellen ihre Bewohner vor beson-

dere Probleme: Temperaturunterschiede von bis zu 80 Grad zwischen Tag und Nacht, Wassermangel und kaum Schatten. Letzterem begegnen Erdhörnchen mit einem mitgeführten Sonnenschirm: Der buschige Schwanz wird bei Bedarf aufgestellt und spendet Schatten. Für Säugetiere ist es besonders schwer, in der Hitze zu überleben. Kamele können 41 Grad Körpertemperatur aushalten. Sie pumpen dann kühleres Blut in ihren Kopf, um so eine Überhitzung des Gehirns zu vermeiden.

Darf's ein bisschen mehr sein? Nahrung ist in der Wüste Mangelware. Man nimmt, was man bekommt, und darf nicht wählerisch sein. Das kann für die Walzenspinne zum Problem werden: Ihr fehlt der Reflex, mit dem Fressen aufzuhören, wenn sie genug hat. Nach Regenzeiten kann das reichliche Nahrungsangebot bis zum Platzen führen.

Nach Dir, bitte. Das Leben in der Gruppe bringt viele Überlebensvorteile, vor allem den Schutz vor Beutegreifern in der Masse der Artgenossen. Bei sehr sozialen Tieren gibt es innerhalb der Gruppe Arbeitsteilung. Erdmännchen bewachen abwechselnd die Eingänge ihrer Bauten – ein charakteristisches Bellen verrät, wenn Gefahr droht. Oftmals bekommen Tiere mit niedriger sozialer Stellung die gefährlichsten Jobs: Junge Rattenmännchen arbeiten als Vorkoster. Wenn einer an vergifteter Nahrung stirbt, wird diese von den anderen gemieden.

Tarnen und Täuschen. Viele Tiere täuschen vor, etwas zu sein, was sie nicht sind: giftig, gefährlich, ungenießbar. Der tropische Schleimfisch geht es besonders gewitzt an: Er ahmt den giftigen Säbelzahnschleimfisch nach. Dieser ist für andere Fische ungefährlich, da er nur Plankton frisst. So kann

sich sein fischfressender Nachahmer leichter an seine Beute heranspürchen – und wird selbst nicht gefressen.

Giftige Helfer. Giftig zu sein schützt vor unerwünschten Begegnungen. Meist werden damit Schlangen, Spinnen oder Skorpione in Verbindung gebracht, doch es gibt auch eine giftige Vogelart. Der Zweifarbenpitohui frisst giftige Käfer und macht sich damit selbst ungenießbar. Die gleiche Methode wenden die Pfeilgiftfrösche an. Während das Gift der Frösche von den Eingeborenen zum Jagen verwendet wird, bleibt der Zweifarbenpitohui von den Menschen verschont: er wird von den sonst vogelessenden Einheimischen verschmäht.

Intelligenzbestie. Der Kolkrabe wird auch gefiederter Affe genannt. Er besticht nicht nur durch seinen mächtigen Schnabel, sondern vor allem durch seine Intelli-

INFO

Risiko Mensch

Weltweit verschwinden jeden Tag 100 bis 150 Tier- und Pflanzenarten für immer. Das ist eine 10.000-fach höhere Aussterberate als ohne menschlichen Einfluss. Alle Amphibien Österreichs stehen auf der Roten Liste. In Europa gelten 38% der Süßwasserfische, weltweit 20% der Säugetiere und 12% der Vögel als bedroht. 2010 ist das Jahr der Biodiversität – das Artensterben geht jedoch immer weiter.

genz. Vermutlich ist es das, was ihn zum am weitesten verbreiteten Vogel macht. Die ersten Lebensjahre verbringt er in Junggesellentrupps, und ist somit großer Nahrungskonkurrenz ausgesetzt. Die besten Stücke werden oft in Verstecken verteilt, die kilometerweit voneinander entfernt sind. Der Kolkrabe merkt sich genau, wer ihn beobachtet – kommt dann der andere dem Versteck zu nahe, wird er sofort vertrieben. Kolkraben sind verspielt und lernen schnell – sie handeln logisch und besitzen ein gutes Erinnerungsvermögen.

KARIN DONNERBAUM
STEFANIE KOMPATSCHER

Risikospiegel Weltsicherheit

Sieben Kriege und weitere 358 politische Konflikte weltweit hat das Heidelberger Institut für Internationale Konfliktforschung (HIIK) im vergangenen Jahr gezählt. „Die internationale Sicherheitssituation ist prekär und fragil“, sagt Sicherheitsexperte Alexander Klimburg vom Österreichischen Institut für Internationale Politik (oiip). Wirtschaftskrise, Umweltzerstörungen, nukleare Rüstung, Terrorismus, Pandemien, Armut und Hunger nennt Politologin Heinz Gärtner (oiip) die globalen Herausforderungen.

Nikolaus Rottenberger, Sicherheitsberater im Verteidigungsministerium, ergänzt: Flüchtlingsströme, Korruption, Zugang zu Ressourcen und Organisierte Kriminalität. Aber auch Kriegswirt-

schaft, Sicherheitsunternehmen, Privatarmeen und „Warlords“ (Kriegsherren): „Waffenhandel heizt Kriege weiter an. Besonders der Handel billiger, kleiner Leichtwaffen ist alarmierend“.

„Einen Dritten Weltkrieg schließe ich aus, selbst für Nuklearwaffen kann ich mir kein Szenario vorstellen. Es kann sein, dass es unbedachte Aktionen gibt, die regional zerstörerisch sind“, sagt Gärtner. Klimburg spekuliert über ein Weltkriegs-Szenario zwischen China und den USA. In einer [SIC!]-Umfrage vermutet fast die Hälfte der Befragten Streit um Wasser, gefolgt von Energie und Öl als Ursache für einen globalen Krieg. „Strategische Ressourcen wie Öl, Gas und insbesondere ‚Seltenerdmetalle‘ haben ab 2012

das Potenzial, die globale Sicherheit ernsthaft zu beeinflussen“, meint Klimburg. Für HIIK-Vorstandsmitglied Natalie Hoffmann geht die stärkste Bedrohung von innerstaatlichen Konflikten aus.

„Die größte Bedrohung überhaupt sind die Herabsetzung der ‚Konflikt-Schwelle‘ durch eine Neudefinition von Gewalt, z. B. Cyberkriegsführung, Spionage, etc. sowie Staaten, die sich selbst zunehmend aus der internationalen Gemeinschaft herausnehmen“, sagt Klimburg. „Cybertechnologie als Kriegsmittel wird übertrieben“, entschärft Gärtner, der auch hinsichtlich Nuklearwaffen meint: „In zehn bis 15 Jahren werden die Staaten umdenken und erkennen, dass Atomwaffen keinen Gewinn bringen.“

VIOLA BAUER

